

Elbing, den 18. September 1889.

Bei Friedrich Spielhagen.

Von Heinrich Landsberger.

Die Wohnung des Dichters liegt in Berlin im Potsdamer Viertel und zwar in der Hohenzollernstraße. Man kennt die Straßen dieses Viertels mit den eleganten Gebäuden, den freundlichen Vorgärten und der angenehmen Ruhe. Sie sind die Aristokraten unter den anderen. Hier hat der Dichter sein Heim aufgeschlagen und zwar schon seit fünfzehn Jahren. Fürwahr ein angenehmes Heim; vor Allem sein Arbeitszimmer, ein hoher, dreifüßiger Raum, in dem sich mit einem weisse gemäßigten Luxus der gediegenste Geschmack vereinigt. Dazu eine Anzahl Kunstwerke aller Art, zum Theil von hervorragender Bedeutung, wie etwa ein Original von Palma Vecchio, eine ausgezeichnete Copie nach Mignard's „Nichte“, ein Meyerheim und ein in Wasser gemaltes Portrait seines Freundes Berthold Auerbach, ein Wert und Geschenk der Tochter desselben. Ferner ein vorzüglicher broncirter Gypsabguß nach dem vor einigen Jahren auf dem Forum gefundenen „Traumgott“, ein Geschenk von Paul Heyse. Auch eine Collection von Aquarellen nach norddeutschen Strandmotiven von der Hand seiner Freunde Wilberg, Lutherot, Rudolph Genee ist vertreten. Von den sonstigen Bildern, unter denen besonders diejenigen der schönen Töchter vom Hause hervorstachen, spreche ich erst nicht. Erwähnen nur will ich noch zwei kleine japanesische Vasen aus dem Nachlasse von Ferdinand Lassalle und den goldenen Vorbeerkrantz, der den Kopf einer Venus krönt, eine Dedication, die dem Dichter einst seine Verehrer in Petersburg überreichten.

Das ist die Stätte, wo der Dichter denkt und schafft. So comfortabel sie aber ist — der Comfort ist für ihn kein Bedürfnis. Er ist ihm nur ein Zugeständnis an die Pflicht, den Gästen im Hause den Aufenthalt so behaglich wie möglich zu machen, und sein Haus ist eines der gastfreiesten in ganz Berlin. Der Dichter für seine Person würde sich ebenso mit vier kahlen Wänden, einem Stuhl und einem Schreibtisch begnügen, gerade so wie in den Jahren, da er noch an den „Problematischen Naturen“ schrieb. Er saugt seine Inspiration eben nicht aus Möbeln und Teppichen. Sie kommt überhaupt nicht mit einem Zauberstrahl über ihn. Langsam, oft Monate lang, reist der Keim in ihm heran, aus dem sich dann die schönen Früchte entfalten. Wenn dann aber die Gestalten einer neuen Aufgabe lebendig vor ihm geworden, dann ergreift sie ihn mit fast tyrannischer Gewalt, dann läßt sie ihn nicht mehr los und treibt ihn, wie er selbst sagt, „gleich einem Droschkenpferde mit der Peitsche vor sich her.“ Von neun Uhr Morgens bis um die gleiche Abendstunde sitzt er dann am Schreibtisch, der übrigens erst seiner neueren Gewohnheit entspricht, denn früher pflegte er bei der Arbeit auf dem Sopha zu liegen und mit dem Bleistift zu schreiben. Bevor er, um darauf zurückzukommen, bei einem Roman an seine Ausarbeitung geht, theilt er den Stoff erst in Bücher und Capitel ein und skizzirt ihn bis in die Details. Eine allgemeinere Andeutung gewährt er sich nur in den Schluscapiteln, die ja bei einem groß angelegten Werke, wie dem Romane, zu Beginn auch noch keine genaue Perspective gestatten. Dieselbe Sorgfalt, wie der stofflichen Behandlung, widmet er auch der Form. Da giebt es keine Nachlässigkeit im Ausdruck, jedes Wort wird abgemessen, und müßte es auch nach längerem Bestimmen erst gefunden werden. Wie ihm stets nur die bedeutendste und darum einzig correcte Form genügt, davon erzählte er ein merkwürdiges Bei-

spiel. Als er in den sechziger Jahren seinen Roman „In Reich und Glied“ veröffentlichte, — es war in der „Wiener Presse“ — geschah es, daß sein Abschreiber aus dem Manuscript ein Fascikel verlor, beiläufig von ungefähr achtzig Bogen. Er machte dem Dichter von dem Verlust erst Mittheilung, als die Redaction um Material mahnte. Was thun? Recherchen und ausgeschriebene Belohnungen erwiesen sich als erfolglos; es blieb ihm also nichts übrig, als den fehlenden Theil von Neuem zu ergänzen. Auf den ersten Bogen kämpfte er noch mit Schwierigkeiten, dann erfaßte ihn aber bald wieder Stimmung und Ton und so beendete er die Wiederherstellung. Wenige Tage später meldete sich nun eine Bauersfrau mit dem gefundenen Fascikel. Der Dichter verglich jetzt, in welcher Weise ihm die Ergänzung gelungen war, und da zeigte sich denn, daß, während die ersten Seiten noch ein wenig varicirten, von der vierten, fünften ab die beiden Manuscripte auf's Wort übereinstimmten. Das klingt unglücklich; wenn man aber das Bestreben eines Verfassers nach Seiten der exakten Form hin bedenkt, heinahe auch erklärlich. Es war mir erlaubt, einen Einblick in eines der Manuscripte zu thun. Sie liegen in einem Schrank, sind in Quart-Format und zum Theil mit rothen Bändern verschnürt, zum Theil in Diariform gebunden. Die Handschrift ist klein, aber energisch; Correcturen finden sich nur selten. Das besagte Exemplar enthielt das Concept seines letzten Romans „Noblesse oblige“. Man weiß, daß er mit ihm einen Schritt ins historische Gebiet gewagt, was mir bei seinen einmal geäußerten Ansichten über geschichtliche Romane immer wie eine Unconsequenz erschienen war; er spricht dieser Gattung bekanntlich die poetische Berechtigung ab. Da erfuhr ich denn aber eine interessante Geschichte und durch sie die Veranlassung des Romans. Eines Tages besuchte den Dichter ein Unbekannter und brachte ihm einen Brief, den er in einem vom Antiquar gekauften Buche gefunden hatte. Ich sah diesen Brief; er enthielt auf grauem Papier vier sehr sauber und eng beschriebene Seiten, ist in französischer Sprache abgefaßt, vom 20. Juli 1812 aus einem Bivouac bei Smolensk datirt und von einem Marquis d'Hericourt unterzeichnet. Dieser Brief nun hat dem Dichter den Gedanken zu seinem Roman eingegeben; übrigens befindet sich in letzterem eine wörtliche Uebersetzung des merkwürdigen Originals. Wenn man zugeben muß, wie selbstverständlich sich dieselbe in der Erzählung dem Ganzen anschmiegt, so wird man auch anerkennen, wie sehr es dem Dichter gelungen, den Ton seines Wortrages aus den Zeiterignissen „heraus“ zu schreiben — bekanntlich eine der schwierigsten Aufgaben des historischen Romans. Ich erwähnte seine Stellung zu demselben. Daß er dieses eine Mal gegen seine sonstigen Ansichten der Loeckung nachgab, hat aber auch noch eine andere Ursache — die Erinnerungen aus seiner Jugendzeit. Was der Knabe einst von dem Vater und Großvater, welche die großen Schlachten selber mitgeschlagen, an der Woge der Ostsee erlaucht, das hat sich in dem gereiften Manne zu dichterischer Verklärung umgesetzt. Der Knabe ist der Vater des Mannes — heißt es und unser Dichter weiß, was er von seinem Ruhme jenem Zufall schuldet, der ihn in dem Hause des begüterten Mannes und angesehenen Beamten, im Angesichte der ewigen See und in der Mitte eines fernigen, unangekränkelten Menschenschlages das Licht der Welt erblicken ließ. In unverblästen Farben glängen jene ersten Tage noch vor ihm — noch immer eine Quelle uner schöpflischen Schaffens. Dann kam die bewegte Zeit des rothen Quartals. Nun, seine „Problematischen Naturen“ erzählen ja davon. Im Gegensatz zu

so vielen Andern bewahrt er seinem Jugendwerke eine unveränderte Liebe. Denn gewinnt der spätere Dichter auch in formaler Hinsicht, so fühlt er doch nur zu gut, daß sein Pulsschlag nicht mehr in so fröhlichem, ursprünglichem Ungeßüm klopfte wie damals, als er noch drei- undzwanzig Jahre war. Es ging ihm seltsam genug mit jenem Werke, das seinen Ruf begründen sollte. Er hatte es eigentlich nur zu seinem Vergnügen begonnen. Für wen auch sonst? Niemand fragte nach ihm, denn seine erste Arbeit „Clara Wene“ war keiner Aufmerksamkeit gewürdigt worden. Da erhält er eines Tages aus Hannover von dem Chef-Redacteur einer dortigen Zeitung, der zufällig seine „Clara“ gelesen, den Auftrag, er möge ihm „Etwas“ für das Feuilleton liefern. Der Dichter schickte ihm den begonnenen Roman, den er nun, in dessen der Anfang im Druck erschien, mit fliegender Feder beendete. Er gefiel den Lesern — er „gefiel“ nur. Auf Betreiben des Redacteurs, der das neu entdeckte Talent gern einem größeren Publicum vorgestellt hätte, beschloß man nun, den Roman in Buchform herauszugeben. Aber ohgleich die betreffenden Zeitungsauschnitte ihre Visite fast sämtlichen Verlegern Deutschlands abstatteten, darunter auch Brockhaus und Cotta, so hieß es in der Antwort doch nur immer, man sei mit Material bereits genügend versehen und müsse bedauern. Wieder schien es, als sollte das Werk der Bergessenheit geweiht sein, da meldet sich plötzlich der Buchhändler Otto Janke. Er hatte von dem jungen Verfasser sprechen hören, bot ihm für den Abdruck zweihundert Thaler — sage zweihundert Thaler für den dreibändigen Roman — und der Verfasser, der sich vor Allem gedruckt sehen wollte, schlug in den Handel ein. Die Aufnahme des Buches ist bekannt; sie überraschte und echauffirte aber den Dichter nicht, denn er hatte ja niemals an sich gezweifelt. Einen Vorwurf knüpfte übrigens die Kritik damals an dies Buch und dieser Vorwurf hat ihn bis heute verfolgt, daß nämlich die bisweilen seltsamen Gestalten, welche er seinen Lesern vorführt, nicht von Fleisch und Blut, daß sie Ausgeburten der Phantastie wären, willkürliche Constructionen, denen niemals lebendige Menschen zum Modell standen — ein Vorwurf, der nur untersucht zu werden braucht, um in sich zusammenzufallen. Er hat in seiner Theorie ja selbst den Satz verfochten, der Dichter müsse wie der Künstler soweit als möglich nach Modellen arbeiten und, wie er mir versicherte, er hat diesen Grundsatz auch in der Praxis niemals außer Acht gelassen. Er nimmt seine Menschen, wo er sie findet; daß er keine Alltagsseelen gebrauchen kann, ist ja selbstverständlich. Ubrigens beruht jener Tadel, zumal was seine Gestalten aus den höheren Kreisen betrifft, wohl nur in einer gewissen Unkenntnis jener Kritiker, welche diese Kreise vielleicht niemals aus eigener Anschauung kennen gelernt. Als er in seinem Roman „Was will das werden“ einen Oberst hinstellte, der in der Folge sich zu einem fanatischen Demofraten entwickelte, schrieb Alles, einen solchen Oberst gäbe es nicht in Preußen. Und doch ist dem Dichter ein preussischer General bekannt, der wegen einer Brochüre social-politischen Inhalts um ein Haar vor das Kriegsgericht gekommen wäre, wenn man nicht die Sache im Stillen abgemacht hätte. Im Uebrigen ist die Antheilnahme des Dichters für die höheren Regionen der Gesellschaft ja keine einseitige. Das Volk, das an der Arbeit steht, nimmt in nicht minderem Maße sein Interesse gefangen und er hat es oft genug gezeigt, wenn er es am Ambos oder an der Hobelbank persönlich aufgesucht. Deshalb thun ihm gewisse schriftstellerische Kreise Berlins auch Unrecht, wenn

sie von ihm behaupten, er verschanze sich gegen die Welt in vornehmer Abgeschlossenheit. Das ist ein Irrthum. Unser Dichter ist nichts weniger als hochmüthig, er drängt sich nur zu Niemanden heran, denn er hat niemals um fremde Gunst gebuhlt und überdies ist er sich selbst genug, darum sind ihm Andere auch kein Bedürfnis, wie er stolz sagt. So lebte er viele Jahre in Leipzig, ohne auch nur mit einer einzigen der Koryphäen dieser Stadt in Beziehung getreten zu sein. Gustav Freytag lernte er erst lange, lange später kennen.

Und so tritt hinter dem Dichter, den in erster Linie ja die Oeffentlichkeit angeht, allmählich auch der Mensch, die Persönlichkeit hervor. — Das scharf markirte Gesicht aber mit den stahlgrauen Augen unter der gewölbten Stirn, der energischen Nase und dem melirten Schnauzbart würden vielleicht eher an einen ausgedienten Militair erinnern, wenn nicht die braune Sammetjacke und die bequemen Filzpantoffeln wären. Er ist jetzt beinahe sechszig Jahre alt, aber die Lebendigkeit seiner Bewegungen, das helle Aufblitzen seiner Augen und vor allem die jugendliche Wärme, welche seine Art zu erzählen und sich zu geben, charakterisirt — das Alles läßt die Anzahl seiner Jahre vergessen. Einen guten Theil seiner Nüchternheit dankt er wohl auch dem Sport, dem er in umfangreichem Maße huldigt. Neben seinem Schreibtisch ruhen ein Paar mächtige Hanteln; jeden Morgen vor der Arbeit reitet er eine Stunde aus, im Sommer ist er eifriger Schwimmer, im Winter emsiger Schlittschuhläufer — alles Künste, die er ausübt, so lange er sich zu denken erinnert. Er meint, daß es vor Allem der Pflege des Körpers bedarf, um den Geist frisch zu erhalten, und so gönnt er sich auch, wenn er eine längere Romanarbeit beendet, ausgedehnte Erholungsreisen — zumeist nach den Nordsee- und Ostsee-Bädern. Außerdem geht er alljährlich im September nach Karlsbad. Eine streng geregelte Lebensweise unterstützt dieses sanitäre Programm. Von 9 Uhr Morgens bis 2 Uhr Mittags wird in der Regel gearbeitet, dann correspondirt und Lectüre getrieben, auch Aesthetik studirt, welcher der Dichter ein reges Interesse entgegenbringt; um 5 Uhr wird gespeist, dann abermals gearbeitet, bis der Abend mit einer kleinen Gesellschaft, einem Besuch im Theater oder ähnlichen Erholungen schließt.

Ein außersehener Kreis von Freunden, unter denen Karl Frenzel ihm besonders nahe steht, verschönert ihm solche Stunden. Aber auch in die Ferne darf er seine Hand ausstrecken und manchem warmen Druck begegnen. Der Herzog von Coburg sprach ihm erst kürzlich, als sein „Noblesse oblige“ erschien, in einem langen Briefe die herzlichste Anerkennung aus. Auch Karl Schurz besuchte ihn bei seiner Anwesenheit in Berlin. Ein Bild des alten Freiheitskämpfers mit einer einhändigen Bleistiftwidmung steht auf dem Schreibtisch des Dichters. Beide saßen einst zusammen auf der Schulbank; aber es ist mehr als diese Erinnerung, welche sie mit einander verbindet, es ist auch die Gemeinsamkeit der politischen Anschauungen. Wie man aber in der Politik auch denken mag, Jeder wird in unserem Spielhagen neben dem großen Erzähler auch den liebenswürdigen Menschen verehren und lieben.

Kirmesfeier.

Nachdruck verboten.

„Es ist keine Kirche so klein, des Jahres einmal muß Kirmes drin sei“, sagt das Sprüchwort, und in den verschiedensten Theilen Deutschlands wird um die Erntezeit die Kirmes oder Kirchweih gefeiert, welsch letzterer Name ursprünglich die alljährliche Feier des Tages bezeichnet, an dem ein neuerbautes Gotteshaus seiner Bestimmung übergeben wurde. Allerlei Ueberreste aus dem Heidenthum setzten sich daran an, und die Theilnahme des Volkes an diesen Kirchweihen ward im 15. Jahrhundert durch die Ertheilung von Ablässen immer mehr gesteigert, ja, manche Gemeinden begünstigten sich nicht mehr an einer Kirchweih, sondern es gab

schließlich solche, die jährlich vier, sogar neun feierten. In diesem Falle war nur eins dieser Feste die eigentliche Kirchweih, ein zweites vielleicht Patronatsfest und die übrigen waren Volksfeste, an denen es nach Art des wüsten Treibens wie an der Kirchweih zuging. Als Volksfest und zugleich als Erntefeier ist sie denn auch bis auf den heutigen Tag bestehen geblieben; der ursprüngliche Name mußte sich allerlei Veränderungen und Umgestaltungen gefallen lassen und lautet bald Kirchweih, bald — in Mitteldeutschland — Kirmesse, bald — wie in Bayern und Oesterreich — Kirchtag. Julius Lippert meint: Das deutsche Wort „Messe“ in Kirmesse ist trotz dem vollkommenen Gleichlange mit dem vom lateinischen missa abgeleiteten Worte für die katholische Opferhandlung nicht gleich bedeutend; es bezeichnet vielmehr ein Fest altgermanischer Art und ist in jüngerer Zeit insbesondere auf den mit einem solchen verbundenen Markt übergegangen. Kirmessen konnten nachmals alle diese Feste wohl genannt werden, weil die Kirche ganz allgemein an die Stelle der alten Festplätze trat und die vorzüglichsten Messen eben nur an den Kirchplätzen gefeiert wurden. Es ist aber auch möglich, daß das Wort „Kirche“ in Kirmesse, Kirmesse in demselben Sinne zu nehmen ist, den es ursprünglich hatte. Das Wort Kirche haben die Deutschen als Fremdwort mit dem Christenthum übernommen, Kyriake aber hieß die „dem Herrn gehörige Wohnung“, eine Kirmesse konnte also ebenso gut das „Fest des Herrn“ bedeuten. Vor der Zeit des Christenthums würde man wohl den Schutzgeist des Hauses als diesen Herrn bezeichnet haben, und da nun ein Einzeldorf in der ältesten Zeit der Form nach eine einzige Familie, ein einziges Haus bildete, so war es ganz natürlich, daß jedes Dorf in diesem seinem Herrn das Freudenfest der vollbrachten Ernte feierte.

Kirmes wird durch Festessen, Tanz, costümirte Umzüge begangen, zuweilen ist ein Gottesdienst auch in protestantischen Gegenden, wie in Thüringen, damit verbunden. Unter den Tänzen ist der unterelässische Hammeltanz zu nennen, bei welchem um einen mit bunten Bändern geschmückten Hammel getanzt wird; in Thüringen wird „nach dem Hammel geritten“. Jeder Bursche pugt sich und sein Pferd so gut er kann heraus, bunte Bänder und Goldpapier dienen zum Schmuck der Röcke und Hüte, auf denen bunte Federn und künstliche Blumensträuße prangen, Alles bewaffnet sich mit Degen und Pistolen und der „Platznecht“ trägt als Fahne einen langen Stock, an welchem einige seidene Bänder und Tücher gebunden sind. So reitet der Zug, die Spielleute voran, in bester Ordnung hinaus auf das Feld zur Heerde, um einen Hammel auszusuchen; dieser wird unter schallendem Spiel mit rothen Bändern verziert, von dem mit einem langen Messer versehenen Fleischer auf's Pferd genommen und nun unter lautem Jubel vom Zug auf den Anger gebracht, wo er unter Spielen, Sauchzen und Tänzen auf dem großen Steine geschlachtet und Abends nebst einem Gericht Schweinefleisch verzehret wird, wonach man um Apsel und Rüsse spielt. Am einen Hahn wird im Unterelasse getanzt, anderwärts wird er auch verspeist — Alles deutlich erkennbare Opferreste. Auch Kirmeslieder werden gesungen, unter denen das vom Kirmesbauer und dem Kirmesweib sogar zum Kinderpiel geworden ist; seine Anfangsworte lauten gewöhnlich:

- 1) Der Bauer fuhr ins Holz,
Wivat Kirmesholz,
Der Bauer fuhr ins Holz.
 - 2) Der Bauer nahm sich ein Weib,
Wivat Kirmesweib,
Der Bauer nahm sich ein Weib u.
- Oder:
- 1) O Bauer hast du Geld,
O Bauer hast du Kirmesgeld,
Kirmesgeld, o Bauer hast du Geld.
 - 2) So nehme dir ein Weib,
So nehme dir ein Kirmesweib,
Kirmesweib, so nehme dir ein Weib.

Mit der Kirmes verbunden sind ferner hier und da Wettrennen, Schützenfeste, Vogelschießen, Märkte; endlich begräbt man auch die Kirmes. In der Eifel verfertigten die jungen Leute dabei einen Strohhalm, nahmen eine Harke und Schaufel, zogen an eine Stelle außerhalb des Dorfes und machten daselbst eine Grube. Der mitgebrachte Strohhalm wurde in diese Grube gelegt, ihm eine Flasche und ein Glas beigegeben und die Grube dann wieder ausgefüllt; hierauf kehrte das Jungvolk in den Ort zurück, wobei alle laut „krischten“ (krischten, schrien), natürlich zum Zeichen ihrer Trauer über die begrabene Kirmes, welche im folgenden Jahre am Kirmestage wieder herausgeholt wurde. Am Mittelrhein begrub man als „Kirmes“ unter Wehlagen einen Hirschschädel, ein Sinnbild des Herbstpferdes, das wieder nicht anderes als der Stellvertreter des in der Gestalt eines Hesses gedachten Korndämons ist; anderwärts verbrennt man die Strohhalmfigur oder wirft sie ins Wasser. Es läßt sich auch in dieser Sitte ein Opfer nicht verkennen, das dem Vegetationsgeist dargebracht wird, der im Getreide und weiterhin in der Garbe lebt und thätig ist. H. Sunde lin.

Bunte Chronik.

— Interessanten Aufschluß über den Liebling Nasr-Eddin, den Knaben, welchen der Schah auf seiner Reise durch Europa in seiner unmittelbaren Umgebung mitführt, und der auch in Berlin stets an seiner Seite gesehen worden ist, hat auf dem Orientalisten-Kongreß Brugsch Pascha gegeben. „Es verhält sich — so meinte unser Landsmann — mit diesem Knaben nicht so, wie in verschiedenen europäischen Zeitungen behauptet wurde, daß er nämlich vom Schah überall mitgenommen werde, weil ihm von Astrologen vorhergesagt sei, der Knabe sei sein Glücksträger. Der eigentliche Sachverhalt ist folgender: Es war im Jahre 1885, als der Schah sich eines Tages mit zahlreichem Gefolge auf die Jagd begab. Ueberall, wo er hinkam, waren die Wege menschenleer; die getreuen Unterthanen hatten ihrem Beherrscher überall Platz gemacht, oder sie suchten vielmehr das Weite, weil sie ganz wohl wußten, daß man sie nicht in zu großer Nähe wünschte. Der Schah ist nämlich wohl ein nicht gewöhnlicher Character — als unbeschränkter Herrscher besitzt er indessen einen Fehler, den er auch selbst ganz offenerherzig eingesteht: er traut keinem seiner Unterthanen und glaubt nicht, daß sie ihn lieben. Wie gesagt, zogen sich also beim Nahen des Jagdzuges alle Bewohner in ihre Wohnungen schleunigst zurück, nur ein kleiner Knabe blieb mitten auf dem Wege liegen und streckte seine Hände zu der diamantblitzenden Mütze des Schahs empor. Der Schah hält sein Pferd an, läßt den Knaben zu sich vorn auf den Sattel hinaufsetzen und sagt zu seiner Umgebung: „Der wußte nicht, wer ich bin, und streckt mir doch seine Hände entgegen; er ist der Einzige, der mich liebt, und ihn werde ich auch lieb haben.“ Die Jagd wurde aufgegeben, und der Schah kehrte sofort nach seinem Palaste zurück, und von demselben Tage an war der Knabe sein erklärter Liebling. Es ist merkwürdig, zu sehen, wie der Schah und der Knabe mit einander verkehren; der persische Herrscher kann stundenlang an den Spielen des Knaben theilnehmen und ist dabei immer in der besten Laune. Der Knabe kann aber auch ganz ernst sein und ist hochbegabt. Mehr als einmal ist es geschienen, daß man seinen Rath über die wichtigsten Fragen eingeholt hat. (?) Es ist vollkommen wahr, daß der Knabe einen sehr hohen Rang besitzt. Doch darf man hierbei nicht vergessen,“ schloß Brugsch Pascha seine Erzählung, „daß die Perser, auch wenn von hohen Aemtern und Ehrenstellen die Rede ist, es lieben, sich einer blühenden Widdersprache zu bedienen.“

Landwirthschaftliche Mittheilungen.

Gratisbeilage der „Allpreussischen Zeitung“.

Erscheint wöchentlich einmal und wird den Abonnenten der „Allpreussischen Zeitung“ gratis verabfolgt.



Geeignete, kurz gefasste Beiträge werden stets gern entgegengenommen und sind an die Redaction zu senden.

Druck und Verlag von H. Gaarh in Elbing. — Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Nr. 37.

Elbing, den 18. September 1889.

VII. Jahrgang.

Die Perlsucht der Kinder.

Unter dem Namen Perlsucht oder Franzosenkrankheit versteht man eine dem Kinde eigenthümliche, langwierige Krankheit, die insbesondere bei Kühen mittleren Alters und nur selten bei männlichen Kindern vorkommt. Am richtigsten wäre es, wenn man diese Krankheit mit dem Namen „Tuberkulose“ bezeichnete, denn sie ist nur eine von den verschiedenen Formen derselben und hat gleiche Ursache, wie diese. Zwischen der Perlsucht, namentlich der Kühe, und Tuberkulose des Menschen bestehen gegenseitige Beziehungen, denn es steht auf Grund zahlreicher Untersuchungen und Beobachtungen fest, daß der tuberkulöse Ansteckungsstoff (der Bacillus tuberculosis nach Koch) auch in der Milch kranker Thiere enthalten ist, und zwar nicht bloß bei allgemeiner, sondern auch bei lokalisirter Tuberkulose, z. B. derjenigen der Lungen. Kinder aus ganz gesunden Familien können deshalb durch Genuß von Milch tuberkulöser Kühe an diesem Uebel erkranken. Man sollte deshalb die Milch stets gekocht verabreichen, denn dadurch wird die Giftigkeit derselben wenn nicht zerstört, so doch wesentlich abgemindert, und da eine gewisse Menge tuberkulösen Giftes immer nöthig ist, um eine Ansteckung zu erzeugen, und der Magen saft gesunder Kinder außerdem ebenfalls eine zerstörende Wirkung auf dieses Gift auszuüben scheint, so dürfte eine Uebertragung desselben auf Kinder und Erwachsene nahezu ausgeschlossen sein, wenn man gekochte Milch, und namentlich nie solche von einer Kuh, sondern von mehreren gemischt, zur Nahrung verwendet. Weniger Gefahr birgt das Fleisch tuberkulöser Kinder für den Menschen, d. h. wenn keine allgemeine Tuberkulose vorliegt. In letzterem Falle wird dasselbe in den Schlachthäusern ohnehin nicht für bankwürdig erklärt. Die Thatsache, daß das Fleisch lungen-tuberkulöser Kühe gar keine oder wenigstens nur sehr minimale Mengen, durch Kochen und Braten zerstörungsfähigen Ansteckungsstoff in sich birgt, wurde experimentell erwießen; denn es gelang nicht, mit dem aus diesem Fleische gepreßten Saft Tuberkulose bei Meerschweinchen und anderen Thieren hervorzurufen. Obgleich nun den Viehzüchter durch die große Verbreitung dieses Leidens namhafte Verluste treffen, so ist doch bis jetzt gegen die Ausbreitung und für die Heilung desselben sehr wenig gethan worden. Man hat sich, wie es überhaupt in der thierärztlichen Praxis üblich ist, fast immer darauf beschränkt, an Tuberkulose erkrankte Thiere unter Verlusten an den Fleischer zu verkaufen. Die Verluste ergeben sich einestheils aus dem Minderwerth eines kranken Thieres, anderentheils aber auch aus dem geringeren Gewicht desselben. Denn ebenso wie die Tuberkulose beim Menschen Abmagerung bewirkt, so ist dies auch beim Kinde

der Fall. Angeregt durch eine, bei einem meiner Familienglieder vorgekommene wesentliche Besserung von Lungentuberkulose mit homöopathischen Mitteln, verwendete ich vor drei Jahren zum ersten Male im Juni das von dem betreffenden Arzt dagegen verordnete Mittel Arsenicum iodatum in 4. Decimalverreibung bei einer zweifellos lungentuberkulösen Kuh, indem ich täglich zweimal drei Decigramm verabreichen ließ. Der Erfolg war bei gleichzeitigem Weidegang ein brillanter. Das Thier nahm bis zum Herbst 40 Pfund an Gewicht zu und wurde dann geschlachtet. Bei der Section ergab sich Lungentuberkulose, während alle übrigen Theile bankwürdig waren. Ich habe seitdem in circa 140 Fällen einen gleich guten Erfolg gehabt und nur in fünf Fällen zwar Besserung, aber keine wesentliche Gewichtszunahme herbeiführen können. Es ist möglich, daß in manchen Fällen Kali carbonicum, Ammonium muriaticum, Lycopodium u. auch Treßliches leisten, aber eine so prompte und auffällige Wirkung habe ich, schreibt Thierarzt Rud. Schmidt in der „Leipz. Pop. Ztschr. f. S.“, doch noch nicht gesehen, wie von Arsenicum iodatum 4. Decimalverreibung.

Mittel gegen schleimige, fadenziehende Milch.

Ein ziemlich häufig auftretender Uebelstand bei der Milchviehhaltung ist die schleimige, fadenziehende Milch; das Zäh- oder Langwerden der Milch. Dasselbe ist ein Milchfehler, welcher sich in der Weise zeigt, daß die Milch bei dem Ausgießen von einem Gefäß ins andere nicht eine dünnflüssige, tropfbare Masse bildet, sondern ähnlich dem hohen Hünerweiß schleimig ist und mehr oder weniger lange Fäden zieht. Schleimige Milch säuert sehr langsam, gerinnt zu einer wenig konsistenten Masse und rahmt in sehr geringem Maße auf. Der Rahm hat ähnliche Eigenschaften wie die Milch, schäumt beim Buttern stark und giebt eine schmierige, wenig haltbare, widerlich schmeckende Butter. Der Fehler hat sich nicht immer als ansteckend erwiesen. Die Milch ist als Schweinefutter wohl brauchbar, da diese Thiere dieselbe ohne Schaden für ihre Gesundheit verzehren. Die Ursache für diese Erscheinung ist nicht mit Sicherheit bekannt. Möglicherweise sind Verdauungsstörungen, Indispositionen und damit verbundene fehlerhafte Milchsecretion einzelner Kühe die Ursache und soll die Verabfolgung von 6—7 Gr. Salzsäure in Leinsamenschein pro Stüd und Tag das Uebel beseitigen, während bei einer fehlerhaften Beschaffenheit des Futters, Befallensein u. dgl. selbstverständlich nur ein Wechsel desselben Abhilfe zu schaffen vermag. Das Ausschütten der Milch jeder einzelnen Kuh in getrennten Gefäßen ist zweckmäßig, um einerseits die Ansteckung der gesunden Milch zu

verhüten und andererseits diejenigen Kühe, die kranke Milch liefern, einer Beobachtung und zweckentsprechenden Behandlung zu unterwerfen.

Winternelken.

In neuerer Zeit sind die Blüten der Remontant-Nelken wieder zu einem gesuchten Artikel für Vindezwecke geworden, und das mit vollem Recht, da sie nicht nur durch ihr schönes Colorit das Auge des Beschauers ergötzen, auch ihr Geruch hat die Nelken zu Lieblingsblumen, besonders der Damenwelt, gemacht. Zur sicheren Erzielung eines guten Winterflores wähle man aus den im freien Lande stehenden Nelken, wenn die Zeit des Einpflanzen heranrückt, was im September der Fall ist, solche Exemplare aus, die schon Knospenansatz zeigen; man pflanzt sie in geeignete Töpfe, die mit guter Drainage versehen werden, damit ein leichter Wasserabzug ermöglicht werde, weil dies zur Wintercultivirung unbedingt nöthig ist. Die eingestopften Pflanzen lasse man bis zum Eintritt des Frostes im Freien stehen; tritt Kälte ein, so bringe man dieselben in ein kaltes Mistbeet oder in ein Gewächshaus. Viel Wärme ist zum Gedeihen der Nelken nicht nöthig, es genügen vier bis sechs Grad Reaumur, dagegen ist viel Luft und ein heller Standort ein Haupterforderniß. Mit dem Gießen sei man sehr vorsichtig, da ein Zuviel an Wasser im Winter sehr üble Folgen haben kann. Beachtet man diese Punkte und verfährt danach, so kann man eines guten Erfolges sicher sein.

Allerlei.

§ Ein Mittel gegen Durchfall der Kälber. Als ein äußerst wirksames und dabei sehr einfaches, billiges Mittel gegen den Kälberdurchfall sollen sich in vielen Fällen getrocknete Kürbiskerne bewährt haben. Die Stiele werden im Herbst bei der Ernte abgebrochen und an einem trockenen, luftigen Orte aufbewahrt. Zum Gebrauche reibt man die sorgfältig abgebursteten und abgetaubten Stiele auf einem Reibeisen zu Pulver; für ein Kalb genügt ein schwacher Eßlöffel voll, der mit Milch aufgeschotet wird. Jedes Thier nimmt willig diese Arznei, da sie ohne besonderen Geschmack ist. Der Erfolg war immer ein fast wunderbarer; meistens genügte eine einmalige Gabe, wenn nicht, muß man sie nach 4 bis 5 Stunden wiederholen, und dann noch vor Allem darauf achten, daß das Kalb eine trockene, warme Lagerstätte hat, da dies auch sehr wesentlich auf die Gesundheit und das gute Gedeihen der Thiere einwirkt.

§ Unkrautsamen im Geflügeldünger. Ein gern angewandtes Düngemittel für kleinere Anpflanzungen im Gemüsegarten ist Taubendünger, und was die gute Wirkung desselben anbelangt, auch empfehlenswerth, aber er hat den einen Nachtheil, daß er sehr häufig Unkrautsamereien enthält. Diese Samen verunreinigen,

wenn sie aufgehen, derart die Beete, daß man großen Verdruß und viel Arbeit hat, sie wieder in Ordnung zu bringen. Empfehlenswerth ist es daher, den Dünger in einem Faße vorher in Wasser aufzulösen und einige Wochen hindurch stehen zu lassen, damit der darin enthaltene Samen durch die Einwirkung des Wassers verdirbt. Der Taubendünger wird durch diese Behandlungsweise noch weit schneller und besser wirkend gemacht.

§ Die Verabfolgung von Sauerteig an Schweine ist in manchen Gegenden allgemein üblich, da man die Erfahrung gemacht haben will, daß derselbe namentlich die Freßlust rege hält und günstig auf die Futterausnützung einwirkt. Diese Wirkung dürfte wohl auf die im Sauerteig vorhandene Milchsäure zurück zu führen sein. Zugleich muß aber auch hier darauf aufmerksam gemacht werden, daß die im Sauerteig vorhandene Butter- und Essigsäure namentlich bei Ferkeln schädlich wirken können, weshalb die Verabfolgung dieser Zugabe stets in sehr bescheidenen Grenzen gehalten werden muß.

§ Kästenstände für Mastkälber. Zu erfolgreicher Kälbermast ist erforderlich, daß die Kälber in einem warmen, halbdunkeln und beschränkten zugfreien Raum einen ungestörten Platz finden. Die Thiere dürfen sich gegenseitig mit den Köpfen nicht berühren können, weil sie sonst an den Ohren des zunächststehenden Kalbes zu saugen anfangen und sich keine Ruhe gönnen. Die Mastkälber in länglichen, engen Kästenräumen aufzustellen hat sich gut bewährt. Diese Stände, auf einem Gerüste ruhend, sind so eng, daß das Kalb nur stehen und liegen kann, sich nicht einmal in seinem Zwinger umdrehen kann; dabei bieten sie dem Kalbe ein warmes und trockenes Lager. Regelmäßig Morgens und Abends wird dieser kleine Maststall geöffnet, um zu tränken und neu einzutreten. Ein solcher Kästenstand ist warm, zugfrei, halbdunkel; die Kälber können sich gegenseitig nicht belästigen und sind gezwungen, absolute Ruhe zu pflegen. Man möchte diese Zwinger mit denen für Mädelgänse vergleichen und kann wohl annehmen, daß sie einen ebenso günstigen Erfolg ermöglichen, wie dies der Fall bei den Gänzen in ihren Zwingern gegenüber der Schrotmast bei freier Bewegung ist.

§ Kürbisse als Viehfutter. Die Verfütterung von Kürbis an Pferde, Kühe, Schafe und Schweine hat sich nach bisher damit angestellten Versuchen sehr gut bewährt. An Zugvieh wird er zerkleinert neben Weizenstroh nur in begrenzter Menge verfüttert, während Milchkuhe und Schweine auf der Weide, wo Kürbisse ausgestreut werden, so viel erhalten, als sie fressen wollen. Schafe bekommen zerkleinerten Kürbis unter den Häcksel. Völker behauptet, daß er für die Monate August bis November kein Gewächs kennt, welches dem Kürbis in Futterwerthe gleichkommt; derselbe werde auch von allen Viehgattungen sehr gern gefressen. Nicht nur für Schafe, sondern auch für Mastthiere, für diese mit Gerste und Bohnenmehl vermischt, sei der Kürbis ein gutes Futter. Sowohl bezüglich des Nährstoffverhältnisses wie des Gesamtrohertages hat der Kürbis jedenfalls Vorzüge vor Futterrüben. Dagegen kann nicht nachdrücklich genug vor Verfütterung der Kürbiskerne gewarnt werden. Kühe verlieren darnach die Milch und das Geflügel wird lahm und läßt sich nicht mästen.

§ Eine Primel für den Winter. Von China aus hat man eine neue Primel (*Primula oboeonia*) in den Handel gebracht, welche den ganzen Winter über reichlich blüht. Die Blätter dieser Sorte sind denen der *Primula cortusoides* ähnlich und unbehaart; die Blüthen bilden einen Quirl und haben eine Aehnlichkeit mit denen der *Pr. chinensis*, stehen ihnen jedoch an Schönheit nach. Die Vermehrung geschieht gleichfalls durch Samen und ist leichter und sicherer, als die der *Pr. chinensis*. Da sich diese neue Primel vollständig als Winterblüher und Schnittblume bewährt hat, so kann sie bestens empfohlen werden.

§ Das Disteljäten darf sich nicht bloß auf ein oberflächliches Ausziehen der Triebe beschränken, weil sich dann aus dem Wurzelstock sofort neue Triebe entwickeln, sondern es ist das Hauptgewicht darauf zu legen, den Wurzelstock selbst, und zwar so tief als möglich, im Boden auszustechen, weil nur auf diese Weise die Auschlagfähigkeit desselben zerstört werden kann. Zu diesem Zwecke werden eigene Distelstecher angewendet, schmale, ziemlich lange, meißelförmige Werkzeuge, einem sehr schmalen Spaten ähnlich, mit hölzernem Stiel, mit denen man tief in den Boden einstechen und Disteln, wie andere tiefwurzelnde Unkräuter, abstechen kann, so daß man bei dem Herausziehen ein möglichst langes Stück des Wurzelstockes erhält, und so das Eingehen des Unkrautes gesichert ist.

§ Der beste und geeignetste Standort für Aprikosen, welche man am Spalier ziehen will, ist eine nach Osten gerichtete Wand, und nicht, wie allgemein angenommen wird, die Südseite. Die Aprikose verlangt zwar eine sehr geschützte und warme Lage im Hausgarten, ist aber als Hochstamm, Halbstamm, in Buschform und als Freispalier weit fruchtbarer wie als Wandspalier. Von allen unseren Obstbäumen kommt der Aprikosenbaum zuerst in Trieb und blüht auch zuerst. Ein Aprikosenspalier an der Südwand blüht aber reichlich zehn Tage früher als ein freistehender Baum und schon zu einer Zeit, wo es namentlich in der Nacht noch recht kalt wird. Da nun die Aprikosenblüthe gegen Frost sehr empfindlich ist, so setzen die späterblühenden, freistehenden Bäume in den meisten Jahren viel reichlicher an als Spalieraprikosen. Da ferner die Früchte, bis sie etwa die Größe einer Haselnuß erreicht haben, gegen eine zu intensive Wärme ebenfalls empfindlich sind, so fällt am Spalier auch noch manche Frucht den heißen Sonnenstrahlen zum Opfer. Früchte am Spalier sind zwar in der Regel größer und auch meist etwas früher reif, besitzen aber bei weitem nicht die Saftfülle, das Aroma und den köstlichen Wohlgeschmack der Früchte von freistehenden Bäumen, und sind dies sicher Gründe genug, dem Gartenbesitzer die Kultur der Aprikosen lieber als Hoch- und Halbstamm zu empfehlen.

§ Neues Gemüse. Dasselbe stammt aus China und heißt dortselbst *Pe-tsai*, das ist weißes Gemüse. Obgleich diese Pflanze (*Brassica chinensis*) seit 1820 in Europa's botanischen Gärten eingeführt worden ist, so wurde sie jedoch von den Gemüsegärtnern wenig beachtet. Erst im vorigen Jahre brachten Haage und Schmidt in Erfurt den *Pe-tsai* in den Handel. Diese Sorte ist gleichsam ein verlängertes Hauptiden, ähnlich uneren großen Sommerendivien und eben so geschlossen, 45 Centimeter hoch und 20 Centimeter Durchmesser. Die fünfseitigen Stengel sind von einer sehr schönen milchweißen Färbung, die Blätter stehen mehr oder weniger aufrecht und schließen sich, wobei ihnen der Mensch mit einem Stückchen Band helfen sollte. Der *Pe-tsai* wird entweder als Salat oder wie Spinat zubereitet und giebt in jedem Fall eine angenehme Speise. Da die Pflanze sehr zart ist, empfiehlt sich die Ausfaat im August zur Erziehung der Pflanzen, die später ausgelegt und im Spätherbst und Winter das fertige Gemüse geben werden. Die Behandlung ist im Uebrigen wie bei unseren Kohlarten. Bei den Chinesen ist neben dem Reis dieses weiße Gemüse (*Pe-tsai*), mit etwas Zwiebel oder Knoblauch vermischt, das Hauptnahrungsmittel.

§ Operation an sogenannten Lungenpfeilern. Die Professoren Dr. Schütz und Dr. Munk an der thierärztlichen Hochschule in Berlin haben, wie die „Thierzucht“ berichtet, zusammen mit einem amerikanischen Thierarzte an zwei Pferden eine Operation ausgeführt, um die das Lungenpfeifen verursachende Kehlkopfverengung zu beseitigen. Die schwierige Operation verlief bei beiden Pferden in der günstigsten Weise.

§ Behandlung frischer Baumwunden. Frische Wunden an der Rinde von jungen und

alten Obstbäumen am Stamm oder den Ästen, durch Anfahren, Anhacken, Werfen mit Steinen oder durch das Venagen von Thieren entstanden, heilen sehr rasch, wenn dieselben, bevor sie eintrocknen, mit scharfem Messer ausgeschritten und mit Baumwachs bedeckt werden; im Nothfall leistet auch Verstreichen mit Behm gute Dienste. Wenn der bloßgelegte Splint nicht vertrocknet, bildet sich sofort eine neue Rinde; im entgegengesetzten Fall schließt sich die Wunde sehr langsam.

Für die Küche.

* Behandlung der Gemüse im Kochen. Das Kochen der Gemüse hat denselben Zweck, wie das Kochen des Fleisches; es soll genießbar und wohlschmeckend bleiben und den aromatischen Geschmack nicht verlieren. Wie dort, so kann man auch hier nicht verhindern, daß Nährstoffe unter dem Einflusse des Wassers in dasselbe übertreten, und man sucht auch einen möglichst großen Theil derselben im pflanzlichen Gewebe zurückzuhalten. Man thut daher wohl, sogleich das nöthige Salz hinzuzusetzen, damit dasselbe sich nicht mit Salzen sättige, welches die Gemüsepflanzen selbst als notwendige Bestandtheile ihrer Nährstoffe enthalten. Alles grüne Gemüse setzt man in kochendem Wasser auf. Kaltes oder lauwarmes Wasser dringt nicht in frisches Gemüse ein und die erforderliche Veränderung der pflanzlichen Gebilde kann nur durch das kochende Wasser geschehen. Alle Pflanzen enthalten Gummi (Pflanzenleim), welcher ihnen die blanke Oberfläche giebt, und dieser löst sich schwer in kaltem Wasser auf. Nur der hohe Hitzeegrad und namentlich der heiße Dampf vermag die Widerstandskraft der Zellen und ihres Inhalts zu bewältigen. Die Kartoffel hingegen wird in kaltem Wasser auf's Feuer gesetzt, welches nur in diesem Zustande so in die Zellen zu dringen vermag, daß die darin enthaltenen Stärkemehlkügelchen gehörig aufquellen können, was in dem kochenden Wasser das gerinnende Eiweiß vermindert.

Die Lage der Landwirthschaft.

Die Lage der landwirthschaftlichen Bevölkerung im Regierungsbezirk Danzig hat, wie von dort berichtet wird, bisher keine wesentliche Besserung erfahren. Insbesondere sind die größeren Besitz, welche erhebliche Schuldenzinsen zu zahlen haben, durch den nicht befriedigenden Ausfall der Ernte geschädigt und vielfach im Besitzstande gefährdet. Viel besser ist die Lage der kleinen Grundbesitzer, bei welchen der voraussichtlich recht gute Ertrag der Kartoffeln die Gewähr für das wirthschaftliche Bestehen giebt. In den vorjährigen Ueberschwemmungsgebieten hat die Vertheilung der Staatsbeihilfen durchschlagenden Erfolg gehabt; es ist gelungen, die Betroffenen fast allgemein im Nahrungsstande zu erhalten.

Auch aus Dypeln wird berichtet, daß die Landwirthschaft in Folge der wenig günstigen Körner-Ernte wieder einer ungünstigeren Zeit entgegengeht. Die Kartoffeln allein berechnen bis jetzt zu guten Hoffnungen und dürften bei fortgesetzt zuträglichem Wetter so gedeihen, daß ein direkter Nothstand nicht zu befürchten ist.

Auch im Regierungsbezirk Köslin ist die Lage der Landwirthschaft nach wie vor eine gedrückt. Allerdings halten sich die Viehpreise und die höheren Preise der landwirthschaftlichen Produkte, aber der geringe diesjährige Körnerertrag wird den meisten Besitzern nach Bestreitung ihrer eigenen Bedürfnisse wenig zum Verkauf übrig lassen. Dazu erfüllt die zunehmende Verschlechterung der Arbeiterverhältnisse die Landwirthe mit Sorge. Nicht ohne Grund fürchten sie, daß die stets wachsenden Ansprüche der gewerblichen Arbeiter eine Steigerung auch der landwirthschaftlichen Löhne herbeiführen werden.